5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstr. 14, Ecke Dachrittstraße 12 bis 14 dezm. Bölbergasse 1. Eingang für Verlag, Expedition und Druckerei: Leachtigstraße; für Redaktion: Bölbergasse. — Fernsprechanschlüsse: Verlag Nr. 1218. Redaktion Nr. 423, Expedition und Druckerei Nr. 312. — Hauptfilialen: Obere Leipzigerstr. 34 (Tel. Nr. 1553) und Burgstr. 7, in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). — Verantwortlich für die Redaktion: Konrad Pohl in Halle S.

Nummer 50 | Halle a. S., Sonntag den 11. Oktober | 1914

Antwerpen unser!

Flucht der Besatzung in voller Auflösung! — Gewaltige Vorräte aller Art erbeutet!

W. T. B. Großes Hauptquartier, 10. Oktober abends. (Amtlich.) Nach nur zwölftägiger Belagerung fiel Antwerpen mit allen Forts in unsere Hände. Am 28. September fiel der erste Schuß gegen die Forts der äußeren Linie. Am 1. Oktober wurden die ersten Forts erstürmt, am 6. und 7. Oktober der starke, angestaute, meist 400 Meter breite Netheabschnitt von unserer Infanterie und Artillerie überwunden. Am 7. Oktober wurde entsprechend dem Haager Abkommen die Beschießung der Stadt angekündigt. Da der Kommandant erklärte, die Verantwortung für die Beschießung übernehmen zu wollen, begann um Mitternacht vom 7. zum 8. Oktober die Beschießung der Stadt. Gleichzeitig setzte der Angriff gegen die inneren Forts ein. Schon am 9. Oktober früh waren zwei Forts der inneren Linie genommen. Am 9. Oktober nachmittags konnte die Stadt ohne ernsthaften Widerstand besetzt werden.

Vermutlich hatte sich die sehr starke Besatzung anfänglich tapfer verteidigt, da sie sich jedoch dem Ansturme unserer Infanterie und der Marinedivision, sowie der Wirkung unserer gewaltigen Artillerie schließlich nicht gewachsen fühlte, war sie in voller Auflösung geflohen. Unter der Besatzung befand sich auch eine unlängst eingetroffene englische Marinebrigade. Sie sollte nach englischen Zeitungsberichten das Rückgrat der Verteidigung sein.

Der Grad der Auflösung der englischen und belgischen Truppen wird durch die Tatsache bezeichnet, daß die Uebergabeverhandlungen mit dem Bürgermeister geführt werden mußten, da keine militärische Behörde aufzufinden war. Die vollzogene Uebergabe wurde am 10. Oktober vom Chef des Stabes des bisherigen Gouvernements von Antwerpen bestätigt. Die letzten noch nicht übergebenen Forts wurden von unseren Truppen besetzt.

Die Zahl der Gefangenen läßt sich noch nicht übersehen. Viele belgische und englische Soldaten entflohen nach Holland, wo sie interniert werden. Gewaltige Vorräte aller Art wurden erbeutet.

Die letzte belgische Festung, das „uneinnehmbare Antwerpen", ist bezwungen. Unsere Angriffstruppen vollbrachten eine außerordentliche Leistung, die vom Kaiser damit belohnt wurde, daß ihrem Führer, General der Infanterie von Beseler, der Orden pour le mérite verliehen wurde.

Die Nachhut des feindlichen Heeres abgeschnitten!

Tausende in Holland entwaffnet!

Amsterdam, 10. Oktober. Aus Vlissingen wird hierher gemeldet, daß die Deutschen die Nachhut der belgischen und englischen Truppen bei St. Nikolas abgeschnitten und viele Gefangene gemacht haben. In seeländisch Flandern sind schon 3200 Belgier und 800 Engländer entwaffnet und interniert, an der Grenze bei Putten schon mehr als 1000 Belgier.

Rotterdam, 10. Oktober. Antwerpen war gestern bereits fast menschenleer. Die Anzahl der Belgier und Engländer, die durch niederländische Seesoldaten interniert worden sind, beträgt schon Tausende. Während der ganzen Nacht haben weitere Gruppen die Grenze passiert und sind entwaffnet worden. Die Anzahl der bis jetzt Entwaffneten ist vorläufig nicht zu schätzen. Auch ein englischer General ist unter ihnen. (B. T.)

Die letzten Kämpfe um Antwerpen.

Der Einzug der Deutschen in die Stadt.

Haag, 10. Oktober. Nach Berichten der holländischen Presse über das Bombardement Antwerpens erwies sich die englische Artillerie als gänzlich unzureichend gegenüber dem deutschen schweren Geschützbestehen mörderisches Feuer der deutschen Infanterie gestattete, vorzugehen und im Bajonettangriff die Redouten des zweiten Fortgürtels zu nehmen. Schon Donnerstag abend kamen die Engländer zu der Einsicht, daß sie dem deutschen Feuer nicht widerstehen konnten, und begannen den Rückzug nach Ostende vorzubereiten. Inzwischen gingen die Belgier langsam über St. Nikolas und Brügge zurück. Am Freitag morgen nahmen die Deutschen unter dem Schutze ihrer Kanonen den Angriff auf die Redouten wieder auf und schoben ihre Geschütze längs des Vierschen Steenweges vor. Der Kampf tobte auf der ganzen Linie Lier—Dendermonde—Gent. Freitag mittag beschlossen die Engländer den Rückzug, den sie unter einer heftigen Kanonade unternahmen. Im gegebenen Augenblick wurden die Forts in die Luft gesprengt und die weiße Flagge auf den Türmen gehißt.

Nur im Westen wurde noch gegen die abziehenden Engländer und Belgier gekämpft. Mit Musik rückten die Deutschen in die Stadt ein. Allmählich wagten sich dort die Leute aus den Kellern. Bis gestern abend war die Ruhe nicht gestört. Die Bürgerwehr war bereits Donnerstag abend entwaffnet. Vorläufig ist alles in chaotischem Zustand, aber man erwartet, daß ein großer Teil der Bewohner bald zurückkehren wird. Viele zögern damit, weil sie annehmen, daß die Engländer die Besetzung der Stadt durch die Deutschen beschießen werden und dann die Stadt einem neuen Bombardement ausgesetzt sein wird. Unter den Einwohnern Antwerpens gewinnt die Ueberzeugung Boden, daß die Stadt, die übrigens weniger gelitten hat, als nach dem starken Bombardement vermutet werden konnte, lediglich den englischen Interessen geopfert und daß die Belgier nur zum Nutzen der Engländer zu dem Kriege herangezogen worden sind.

Besonders ergrimmt sind die Antwerpener darüber, daß die Engländer mit ihrer Hilfe zuspätgekommen sind. 14 Tage früher hätten sie kommen müssen, sagte ein Bürgerwehrmann zu dem Korrespondenten des „Nieuwe Rotterdamschen Courant", und als sie kamen, zeigte sich bald, daß sie den Deutschen in keiner Weise gewachsen waren. Sachverständige schließen aus der Ueberschreitung der holländischen Grenze durch die belgischen und englischen Truppen, daß diese, von Süden her stark bedrängt, die Absicht aufgeben mußten, sich mit dem äußersten französisch-englischen Flügel bei Rijssel zu vereinigen. (Voss. Ztg.)

(W. T. B.) Brüssel, 10. Oktober. General v. Beseler hat in einer Proklamation die Einwohner Antwerpens vor Widersätzlichkeiten gewarnt, dann werde ihnen kein Leid geschehen.

Zur Sprengung deutscher Schiffe.

Haag, 10. Oktober. (Voss. Ztg.) Gegenüber dem deutschen Bericht, daß die Engländer im Hafen von Antwerpen 32 deutsche Seeschiffe und 20 Rheindampfer versenkten, glaubt der „Rotterdamsche Courant" versichern zu können, daß allein „Gneisenau" versenkt wurde, und von den übrigen Schiffen nur die Maschinen unbrauchbar gemacht wurden.

Der Angriff auf Belfort bevorstehend!

Zürich, 10. Oktober. Der „Basler Anzeiger" meldet, daß neue Kämpfe im Sundgau bevorstanden. Die Franzosen erwarten unmittelbar den Angriff auf Belfort. Das Blatt sagt wörtlich: Die Franzosen seien genau über alles unterrichtet. Gewiß ist, daß sie im Oberelsaß Werkzeuge haben, die ihnen Mitteilung über das Wissenswerte machen. (B. Z.)

Ein Seegefecht in der Nordsee.

Rotterdam, 10. Oktober. In der Nordsee westlich der Scheldemündung hat man heute nacht schweren Kanonendonner vernommen. (B. T.)

Der Kaiser Wilhelm-Kanal gesperrt.

Der Kaiser-Wilhelm-Kanal ist nunmehr aus prinzipiellen Gründen für die Schiffe aller neutralen Staaten während der Dauer des Krieges gesperrt worden. (B. T.)

Zusammenstoß zweier französischer Torpedoboote.

Paris, 10. Oktober. Der „Temps" meldet aus Toulon: Die Torpedoboote 338 und 342 sind gestern vormittag auf hoher See zusammengestoßen und sofort gesunken. Die Besatzungen konnten gerettet werden. Ein Matrose wurde schwer verletzt. Da die Torpedoboote in 300 Meter Tiefe liegen, ist es unmöglich, sie zu heben.

Die Niederlage der Russen.

(W. T. B.) Wien, 10. Oktober. (Amtlich.) Gestern versuchte der Feind nach einem Sturm auf die Südfront vor Przemysl, der zurückgewiesen wurde. Dann wurden die Rückwärtsbewegungen der Russen allgemein. Sie mußten die Westfront räumen. Unsere Kavallerie ist dort bereits eingeritten. Fünf bis sechs russische Infanteriedivisionen stellten sich bei Lancut, mußten aber gegen den Sanfluß flüchten. Ferner wurde eine Kosakendivision und eine Infanteriebrigade östlich Tymow zurückgeworfen. Unsere Truppen sind dem Gegner überall auf den Fersen.

Wien, 10. Oktober. Der Kriegsberichterstatter der „Reichspost" meldet: Am Sonntag unternahmen die Russen einen Angriff auf einen Teil des Außenfortgürtels von Przemsl. Die Verteidiger ließen den Feind auf 800 Schritt herankommen und eröffneten erst dann ein starkes Geschütz-, Maschinengewehr- und Infanteriefeuer. Die Wirkung des plötzlichen Feuers war entsetzlich. Gegen 10 000 Russen, die zu diesem Angriff angesetzt waren, blieben bis auf geringfügige Ueberreste alle tot oder verwundet auf dem Platze. Der russische Angriff war hier völlig in sich zusammengebrochen. (W. T. B.)

Pest, 10. Oktober. Dem „Pester Lloyd" zufolge ist nunmehr erwiesen, daß die in den nördlichen Teilen der Komitate Bészterce und Naszod kürzlich aufgetretenen kleinen russischen Abteilungen zersprengte Patrouillen der Maramarosser Gruppe waren. Die Russen kamen nur bis an den Grenzsaum der beiden Komitate. Schon bei Gendarmen konnten sie zurückweisen. Unterdessen sind aber auch stärkere Truppenkontingente von unserer Seite in den betreffenden Gebieten erschienen, deren bisher Anblick genügte, um die russischen Patrouillen zur Flucht zu veranlassen. Ruhe und Ordnung sind wieder eingekehrt. (W. T. B.)

Die Türkei und Rußland.

(W. T. B.) London, 10. Oktober. „Daily Telegraph" meldet aus Petersburg, das Verhältnis zwischen der Türkei und Rußland habe einen sehr ernsten Charakter angenommen.

Das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse

wurde Herrn Kurt Haupt aus Halle-S., Leutnant des Feldartillerie-Regiments 74 (Wittenberg), kommandiert zum A. O. K. 1. Armee, Feldfliegerabt. 12, verliehen, und zwar erhielt er am 14. September die 2. und am 7. Oktober bereits die 1. Klasse.

Weitere Nachrichten über Antwerpen siehe nächste Seite!

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191410112/fragment/page=0001

Wie Antwerpen erobert wurde.

Köln, 10. Oktober. Die „Kölnische Zeitung" meldet aus Brüssel: Man will wissen, der belgische Oberbefehlshaber habe die Eröffnung von der Beschießung Antwerpens mit Unglauben aufgenommen und sie für Bluff gehalten, da er es nicht glauben wollte, daß die feindliche Artillerie in so weiter Stellung eingetroffen sei und diese die Beschießung vornehmen würde. Kurz nach Mitternacht wurde er jedoch eines anderen belehrt. Am frühen Morgen meldeten unsere Flieger und andere Beobachter, daß ein Teil der Antwerpener Garnison, von denen eine Brigade in den letzten Phasen am Kampf gegen die deutschen Belagerungstruppen teilnahm, im Abzuge von Antwerpen begriffen sei.

Aus weiteren von Rotterdam nach Köln gelangten Meldungen geht hervor, daß in Antwerpen mit bisher unbekannter Tapferkeit gekämpft wurde, ohne an ein Weichen zu denken. England, das ständig Verstärkungen heranbrachte, unternahm alles, um Antwerpen zu retten. Belgier und Engländer vereint hatten erklärt, die Stadt bis zum letzten Stein verteidigen zu wollen. Der König ist übrigens bereits Donnerstag vormittag in Selzaete eingetroffen. Holländischerseits war offenbar im Zusammenhang mit dieser Lasache das Ueberschreiten der Grenze untersagt worden, da sich große belgische Truppenabteilungen in der Nähe des neutralen Gebietes versammelten . . .

Die Schlacht an der Schelde.

Ueber die Kämpfe an der Schelde, die der Einnahme Antwerpens vorausgegangen und über die bereits im „General-Anzeiger" ausführlich berichtet wurde, werden noch folgende Einzelheiten über Rotterdam gemeldet:

Sobald bekannt wurde, daß die Deutschen über die Schelde waren, riefen die Belgier große Verstärkungen herbei, um die Deutschen aufzuhalten. Unter der Deckung der Batterien wurden die bedeutendsten deutschen Stellungen auf der anderen Seite beschossen. Weiter rückwärts stand eine belgische Division. Um ½2 Uhr nachmittags hatte sich auf der ganzen Linie eine heftige Schlacht entwickelt, in welcher die Maschinengewehre eine große Rolle spielten. Viele belgische Maschinengewehre wurden durch Hunde gezogen. Man sah viele tote und verwundete Hunde auf dem Schlachtfeld. Das beiderseitige Schrapnellfeuer war außerordentlich heftig und dauerte unaufhaltsam fort. Das deutsche Feuer auf die Belgier war sehr gründlich. Ihre Verluste in den Schützengräben am Flusse entlang waren bedeutend. Es wurden viele Soldaten aus der Gefechtslinie weggeschafft, die gar nicht verwundet, sondern nur durch das Platzen der Granaten betäubt waren. Dieser Umstand ist für diese Schlacht bezeichnend. Nach mehrstündiger Schlacht erhielten die Deutschen von Süden her Verstärkungen, und große Abteilungen Infanterie sprengten nun über die Pontonbrücke vor, trotz heftigen gegnerischen Gewehrfeuers, das große Verheerungen in ihren Reihen anrichtete. Sie besetzten die Häuser von Verlaer und richteten aus dieser günstigen Stellung ein geradezu vernichtendes Gewehrfeuer auf die belgische Infanterie. Jetzt machten die Deutschen den verwegenen Versuch, die Artillerie über die Brücke zu bringen, was die Belgier mit allen Kräften zu verhindern versuchten. Zwei Geschütze wurden mitten auf der Brücke durch Schrapnellfeuer übel zugerichtet, jedoch gelang es einer Batterie, den Uebergang zu erzwingen. Sie wurde blitzschnell aufgestellt und eröffnete das Feuer. Die Folge der Erzwingung des Ueberganges über die Schelde war zunächst die, daß die belgische Besatzung Antwerpen nach Westen hin verließ und die Verteidigung den Engländern überließ. Von da ab stand die Festung unter englischem Befehl.

Ein anderer Bericht aus Rotterdam sagt ebenfalls, daß am Freitag der größte Teil der belgischen Feldarmee nach Westen abgezogen sei und die englischen Streitkräfte allein die Stadtgrabben hielten. Man schätze sie wohl überrieben, auf 80 000 Mann. Seit einigen Tagen war auch die Hälfte der Pariser Besatzungstruppen nach Antwerpen unterwegs. Die Engländer sprengten das alte Scheldefort St. Anna, damit die Deutschen es nicht benutzen könnten, um die nach Ostende abziehenden Truppen zu beschießen. Die Engländer verbrannten ferner die großen Lagerräume am Scheldeufer, aus Furcht, daß die Deutschen daraus Brückenmaterial beziehen könnten.

Antwerpen im Feuer der deutschen Geschütze.

Ein Korrespondent des „Nieuwe Rotterdamsche Courant", der von Dienstag bis Donnerstag morgen in Antwerpen war, erzählt: Bis zum letzten Augenblick hofften die Einwohner, daß sie in der Stadt sicher seien und am Dienstag abend war es dort verhältnismäßig ruhig. Schlafen war aber in der Nacht unmöglich. Besonders wegen des fortwährend dröhnenden Kanonendonners. Am Mittwoch morgen entdeckten die Zeitungen die offizielle Mitteilung von der Ankündigung des Bombardements, das jeden Augenblick zu erwarten sei. Dadurch entstand die schon gemeldete Panik und Tausende verließen die Stadt. Aber im allgemeinen war das Bild der Stadt doch noch wenig verändert. Die Straßenbahnen fuhren noch und die Zeitungsausträger verkauften ihre Blätter. Der Korrespondent sah auch am Mittwoch viele belgische Soldaten von den Gefechten zurückkehren, erschlafft und hungrig, die Augen voll Kot. Einige trugen Hüte statt Militärmützen. Auch viele Leichtverwundete wurden heraugebracht. Die Schwerverwundeten wurden sofort nach Ostende transportiert. Die Stimmung der Einwohner war an jenen Tagen noch ziemlich hoffnungsvoll und man hörte manchen Protest gegen die von einigen Bürgern verbreiteten alarmierenden Nachrichten. Die Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag aber war schrecklich. Fortwährend hörte man das Pfeifen und das Einschlagen der Granaten. Früh morgens schwebten schwere Rauchwolken über der Stadt und an vielen Stellen schlugen die Flammen empor. Eine volle Angst bemächtigte sich der Einwohner. Auf dem Bahnhof standen Tausende. Aber noch viel größer war die Zahl der Leute, die zu Fuß nach Holland wanderten.

Der Korrespondent des „B.T." in Roosendaal berichtet: Als ich gestern die Nationalstraße von Antwerpen betrat, platzten die Granaten über unseren Köpfen. Ich sah die getöteten Bürger wegtragen. Furchtbare Panik herrschte unter den Menschen; das furchtbarste war der Zug der Hebntausende, der zu Fuß zur niederländischen Grenze ging. Ich habe diesen Weg mitgemacht. Von Antwerpen bis Roosendaal war es ein ununterbrochener Zug von Menschen und Tieren. In Todesangst gestikulierte Bauern trieben ganze Viehherden, junge Leute führten alte auf Handwagen oder trugen sie auf dem Rücken. Mütter suchten Kinder. Andere lachten laut, sie waren wahnsinnig vor Schreck. Die Flüchtlinge erzählten, daß die Wirkung der deutschen Geschütze furchtbar gewesen sei. Der Geschäftsführer war nicht nur in Roosendaal und Breda, sondern auch im etwa 80 Kilometer entfernt liegenden Boxtel gehört. Die Flüchtlinge sagten, die Belgier seien nach Ostende abmarschiert. Bevor die Engländer gestern 32 deutsche Handelsschiffe im Hafen von Antwerpen in die Luft gesprengt, hätten sie versucht, sie durch die Scheldbe vorzubringen. Das ist aber nicht gelungen. Die Lage der Stadt sei trostlos. Die Bevölkerung ersuchte, um ein weiteres Blutvergießen und eine weitere Zerstörung der Stadt zu verhindern, das Militär, die Festung zu übergeben. Zugbeamte der Züge Lissingen—Deutsch-holländische Grenze teilten unterwegs mit, daß Antwerpen gefallen sei. Der Geschützdonner dauerte abends fort, da einige Forts noch im Besitz der Belgier und Engländer waren.

Der Bajonettkampf in den Straßen.

Bevor die Besatzung Antwerpen räumte, sand noch in der Vorstadt Berchem ein heftiger Bajonettkampf zwischen deutschen und englischen Truppen statt, welcher mit dem Rückzug der Engländer endete. Gestern nacht dauerte der Brand in der Stadt an. Auf dem Eiermarkt und Handschuhmarkt standen noch viele Häuser in Flammen. In den Kellern des Hospitals lagen noch 150 Verwundete, davon hundert Deutsche. An zahlreichen Punkten der holländischen Grenze ergaben sich belgische und englische Soldaten auf holländisches Gebiet, um sich entwaffnen und internieren zu lassen. Bei Bath wurden allein 2000 Engländer, welche dort mit ihren Waffen eintrafen, interniert. Bei Putten wurden 500 belgische Artilleristen interniert. Auch werden viele Verwundete über die Grenze geführt. Auch bei Terneuzen überschritten Engländer und Belgier zu Hunderten die Grenze.

Die Uebergabe.

*** Köln, 10. Oktober. Die „Kölnische Zeitung" meldet von der holländischen Grenze: In Antwerpen wurde gestern nachmittag eingeheben, daß es nutzlos sei, die Stadt weiterhin zu verteidigen. Die Stadtverwaltung hißte auf dem Turm des Rathauses die weiße Fahne, worauf sich die noch in der Stadt befindlichen Engländer über die Scheldbe zurückzogen. Gegen 6 Uhr nachmittags waren alle Forts, welche die Deutschen zu besetzen verwochten, zum Schweigen gebracht. Einige Forts wurden mit einem Schuß unbrauchbar gemacht. Die Brände von Antwerpen können angeblich nicht gelöscht werden, weil Wassermangel herrscht und die Feuerwehren nicht mehr vollzählig sind. Fünf Petroleumtanks wurden von den Belgiern in Brand geschossen.**

Das Heer der Flüchtlinge.

Ueber das Elend der Flüchtlinge wird dem „L.-A." aus Rotterdam gemeldet:

Das Elend der belgischen Flüchtlinge ist nicht zu beschreiben, obwohl man hier in Holland alles tut, um die Not zu lindern. Zehntausende sind von Bürgern freiwillig aufgenommen worden. Die Aermsten lagen in Schiffen, öffentlichen Gebäuden usw. Unweit Bergen op Zoom kampieren Tausende in den Wäldern, weil die Stadt überfüllt ist. Eine Sammlung des „Nieuwen Rotterdamschen Courant" erreichte in drei Tagen schon die Ziffer von über 70 000 Gkarl. Der Militärgouverneur ließ mitteilen, daß sich die Bewohner schnellstens in Sicherheit bringen sollten, für die Unterbringung der Flüchtlinge auf belgischem Boden wurde aber keine Vorsorge getroffen. Viele belgische Familien kampieren auf der Strecke von Capellen nach Eschen. —

England der Verderber seiner Freunde.

Die Wiener Presse zum Fall Antwerpens.

Wien, 10. Oktober. Die Blätter begrüßen den Fall Antwerpens als ein bedeutsames militärisches und politisches Ereignis, das die ganze Kriegslage **günstig** beeinflussen werde. Die Blätter betonen, daß die Stadt ihr Schicksal England zu verdanken hat und **verurteilen** das Vorgehen Churchills. Das „Fremdenblatt" schreibt: Die Kaisertruppe von Antwerpen wird in der britischen Geschichte stets ein Denkmal der Schande bleiben und ein dauerndes Beispiel den Völkern, die auf England hoffen und vertrauen. Die neuen großen Erfolge der deutschen Waffen sind auch bei uns mit freudiger Genugtuung begrüßt worden. — Die „Neue Freie Presse" bezeichnet die Eroberung von Antwerpen als das größte Ereignis dieses Krieges. **Mit dem Fall Antwerpens habe Deutschland ein Beispiel aufgerichtet, damit jeder sehe, wie England die Freunde, die sich ihm anvertrauen, ins Verderben bringe.** — Das „Neue Wiener Journal" sagt: Belgien fällt als erstes Opfer Greys, des Testamentsvollstreckers Eduard VII. von England. Vielleicht wird es Frankreichs und Rußlands Machthabern noch klar werden, daß sie nichts anderes sind, als Opfer der perfiden englischen Politik.

Der Eindruck in Holland.

Aus Amsterdam wird der „Voss. Ztg." gemeldet: Der Fall von Antwerpen hat auf die holländische Presse einen starken Eindruck gemacht, sie sei ein Wendepunkt für die kommende Kriegslage

Die Not in England.

London, 10. Oktober. Nach einem Bericht der Times weilt Sir Charles Macara im Interesse der Baumwollindustrie zurzeit in London. **Keine Industrie** Englands litt durch den Krieg so schwer, wie gerade die Baumwollindustrie. Viele Fabriken in Lancashire stehen still. Die gesamte Industrie wird ihren Betrieb in wenigen Wochen einstellen müssen, wenn die Regierung nicht helfend eingreift. Nach den „Manchester Evening News" veröffentlichten Nachrichten des Sekretärs der Gewerkschaft der Baumwollspinner zahlt die Gewerkschaft ihren arbeitslosen Mitgliedern wöchentlich 15 000 Pfund Sterling Unterstützungsgelder aus.

Bombardement!

Wie es gewesen sein mag . . .

Abenddämmerung liegt über dem Groote Markt. Fahles Licht senkt sich auf das Rathaus und den Renaissancekranz der Gildehäuser, in deren einem Antonis van Dyck den ersten Kinderschrei ausstieß.

Antwerpener Bürger huschen vorüber, bleiben stehen, sammeln sich zu kleinen Gruppen, debattieren mit erregten Bewegungen. Was wird werden? Was wird das Ende sein?

Einer kommt schnellen Schrittes vom Handschuhmachermarkt her — alles läuft zu ihm hinüber: Weiß er etwas? Ist etwas Neues geschehen? Jawohl, er weiß etwas: die Deutschen sollen schon mit der Beschießung des inneren Fortgürtels beginnen! Was kann kommen wird — ha, was war das? Ein dumpfes drohendes Brüllen tönt herüber. Es grollt und donnert durch die Luft. Noch fern. Aber doch schon erschreckend nahe. Entsetzen verbreitend, Unheil verkündend. Mit weitaufgerissenen Augen horchen die Bürger.

Da — Marschschritt erklingt. **Soldaten** ziehen vorüber. Blutjunge Burschen, mit Kindergesichtern fast, die hinausziehen ins Ungewisse, ins Abenteuer. Neben den vertrauten belgischen Uniformen fremde Monturen. Englische Hilfstruppen? Bringen sie die Rettung? Es ist dunkler geworden, und man kann es nicht genau erkennen.

Ein Licht blitzt auf in einem Giebelfenster, an traulliche Tage beheglicher Sicherheit erinnernd. Aber gleich rufen hundert Stimmen: Auslöschen! Um Gotteswillen! Das ist ja ein Zielpunkt! Und der helle Schein schwindet.

Im trüben Schimmer des Oktoberabends aber hebt sich, geisterhaft, unheimlich, mitten auf dem Platz die schwarze, bewegte Silhouette von Jef Lambeaux Brabo-Brunnen. Ueber den Häuptern der Bürger steht der Stadtheld: Salvius Brabo, der einst dem Riesen Antigonus die Hand abschnitt und sie nun inweitem Bogen triumphierend in die Scheldbe schleudert. Der Unheld, so will es die Sage, baute auf der Burg am Flusse und nahm den Schiffern, die vorüberzogen, hohen Zoll ab. Die sich weigerten, denen hackte das Scheusal die Rechte ab. Nun besiegte ihn Brabo und vergalt Gleiches mit Gleichem. Scheu blicken die Antwerpener hinauf. Sie denken an die Greuel, die aus ihrer Mitte an wehrlosen Deutschen angerichtet wurden, seit Jahrhunderten lang friedlich zwischen ihnen dahinwandelten. Das war vor zwei Monaten — so hatte es angefangen! Mußte das sein? Lebten wir nicht ruhig und arbeitsam? Wer riß uns in dies Ungeheuere?

Da — ein zweites Brüllen, langhinrollend. Ein drittes. Ein viertes. Kommt es näher? Es klingt so . . . Da — jetzt ist es wirklich nah! Heilige Mutter Gottes! Und sie drängen hinüber in die Kathedrale Unserer lieben Frau. Am Altar hantieren die Priester. Kleine flackernde Lichter glimmen, und oben reckt sich das gotische Gewölbe in mystische Unendlichkeit. Im Querschiff aber grüßt, erschütternd, Peter Paul Rubens' Kreuzabnahme, das gemalte Hohelied menschlichen Leidens, übermenschlichen Opfersinns. Der hagere, blasse Körper gleitet hinab in weiße Linnen. Das verklärte Antlitz flüstert ihnen zu: Es ist vollbracht.

Draußen Pferdegetrappel und Geschrei. Sie stürzen hinaus. Was ist geschehen? Schlimme Botschaft rüttelt sie: An der Nethe sind belgische und englische Truppen geschlagen, zurückgeworfen, die Deutschen rücken näher heran. Fort! Schnell! In die Häuser! In die Keller! Oder weiter hinaus? Aus der Stadt? Nein, das Gedränge der Flüchtlinge ist schon schrecklich genug. Und ist vor drüben mehr Sicherheit? Dann lieber zu Hause geblieben, bei dem Besitz. Man wird doch nicht so wahnsinnig sein, die ganze Stadt in Trümmer schießen zu lassen? Die Kirchen, die Häuser, die alten Heiligtümer der Jahrhunderte, die Scheldeterrasse an dem stolzen Hafen?

Unheil brütet in der Luft. Es hallt sich über den Häuptern der Bürger zusammen. Noch entlädt sich das Grauenhafte nicht. Aber sie fühlen: es ist nur eine Galgenfrist. Das Schicksal geht seinen Gang. . . .

Auf dem alten Platz „Meir" erfährt man vielleicht etwas Genaueres. Hier das Palais des Königs, einst der Barockstil des reichen Kaufherrn von Sutleren. Hier findet alles von Antwerpens glorreicher Herrlichkeit. Dort, um die Ecke, stand der Palast des Rubens, dessen Name den Ruhm der Stadt bedeutet. Hier zog an jenem Herbsttage des Jahres 1520 der blasse Karl V. ein. Hier stand damals, staunend wie ein Märchen der Wirklichkeit, ein Gast aus Deutschland: Herr Albrecht Dürer aus Nürnberg mit seiner Haustrau. Hier brauste das Leben feierlichen Glücks . . .

Ein wilder Krach ertönt. Ohrenzerreißend, betäubend! Die Menge stiebt auseinander. Das Echaus, das Echaus — was ist geschehen? Es stürzt zusammen. Staub wirbelt auf. Eine Flamme züngelt empor in den dunkeln Himmel. Gellende Schreie heulen über den Platz . . . Die erste Granate schlug ein. Das Grausliche beginnt! Und auf dem Pflaster wälzt sich der erste Getroffene in seinem Blute . . . (B. Z. a. M.)

Aus Antwerpens Glanzzeit.

Wie Karl V. in Antwerpen einzog.

Von Rudolf Heubner.*)

Antwerpen! — Wie ein Stern leuchtet sie über die Jahrhunderte, die ruhmreiche, mervolle Stadt, die eine Fürstin des Lebens war, lange ehe der Zaubermacht des großen Rubens die Welt mit Glanz, Licht und Freude erfüllte. Als fern im blühenden Italien, zwischen Meer und Meer, die Geister aufwachten und der Gedanke der großen Wiedergeburt ein Leben voll unermeßlicher Kraft und Schönheit entrollte, ein ganzes, wahres, alle Träume überflügelndes Leben, da klang der jubelnde Widerhall von dort zurück, wo sich Flandern und Brabant die Hände reichen, da ging das Brausen des Erwachens auch durch die niederen Lande zwischen der Nordsee und der Maas, — da wuhten sich Norden und Süden, so weit von einander getrennt, im heiligen Glücke eines großen Daseins einig. Und wie Florenz und Rom, Venedig, Mailand und Bologna um den Preis stritten, so zierten die glänzenden Namen von Gent und Brügge, Brüssel und Löwen die niederländischen Provinzen. Antwerpen aber hieß die Königin über sie alle . . .

Reich an Schätzen der Welt, die ihr unzählige Schiffe aus allen Meeren zuführten, schmückte sie sich durch die Hand ihrer Baumeister und Künstler mit unsterblichen Werken, und ein heiteres, stolzes und beglücktes Volk wohnte in ihren Häusern und Palästen, flutete durch ihre Hallen, Straßen und Märkte. Ein Geist der Größe und ein Geistbel der Höhe durchdrang sie alle. Selbst die reichen Familien des Patriziats, die der Ehre hoher Aemter genossen, die Fürsten des Handels, die das Gewerbe des Kaufmanns adelten, erhaben über Geiz und niedrigen Schacher, die Männer des Handwerks, die auf die Arbeit ihrer Hände und die Berühmtheit ihrer Gilden stolz waren, die kühnen Schiffsleute, denen der Blick über Länder und Meere das Auge klärte und das Herz weit gemacht hatte. Das Leben, das sich an den Ufern der breiten Scheldbe entfaltete, war nicht geringer als das am tiefen Po und am rauschenden Tiber.

Nun aber war der Tag gekommen, an dem es galt, die ganze Freude dieses seltenen Daseins zu zeigen, der großen Heil- und Ehrentag Antwerpens, an dem alles Geschäft verstummen und nur die Lust ihr Recht behalten, aller Reichtum und Besitz, alles Glück und alle Fröhlichkeit wie in einer vollen Schale dargeboten werden und jeder, der erste wie der letzte, zugleich Geber und Empfänger, Darsteller und Zuschauer sein sollte.

Denn der junge König Karl, der Sohn des Landes und Erbe von vielen Reichen, hatte, zum Kaiser erwählt, die Krönungsfahrt nach Aachen von ihnen und dem Lande seiner Jugend Abschied zu nehmen. — Ihn hieß es zu ehren, der im Wettbewerbe mit dem Könige von Frankreich den Sieg errungen hatte, seine Einkehr hieß es zu feiern, denn der Ruhm, den er erworben, fiel heil auf das Niederland, das ihn geboren und erzogen hatte. Und Antwerpen durfte mit Stolz darein, die erste Stadt zu sein, die dem Kaiser huldigte, noch bevor er die Krone aufgesetzt, noch ehe er den deutschen Boden betreten hatte.

Es war ein Feiertag nach langer Arbeit, denn seit vielen Tagen waren alle Hände rege gewesen, die Stadt zum Empfange zu schmücken. Aber nun rubten sie, das Werk war getan. Von allen Toren und Türmen wehten die Fahnen der Provinzen, der Stadt und des Kaisers, und der helle durchbrochene Turm der Liebfrauenkirche verschwand fast im Gewirr der flatternden Farben. Und mit den Türmen wetteiferten die Häuser der Großen und Kleinen. Gewebe von Indien und Persien, Seidentücher und bunte Bänder, Ehrenschilder und Kränze schufen ein Bild von unerhörter Pracht; der Stein des Pflasters selbst verkant in Decken und Teppichen. Durch viele Straßen hin zogen sich die Schaugestelle und Triumphbauten, mit Efeu und Lorbeer umwunden und mit Gemälden und Standbildern geschmückt, die Bühnen für die Wortekünstler, die Stufengerüste für die Wirdenträger, Wachen und Kriegsleute. Und eine Fülle von Blumen war ausgegossen über den kostbaren Belag des Bodens, über alle Vorsprünge und Zierden der Häuser.

Dort aber zur Seite, wo der Weg freigelassen war, drängte sich das festliche Volk zu Fuß und zu Roß, Mann und Weib, in bunten Gewändern, die Wunder alle zu benennen, die der Kaiser bereinzog, und selbst beistaunenswert in der Pracht des Aufzugs, im ewig wechselnden Bilde der fröhlichen Bewegung.

Nach dem großen Platze, wo sich vor dem Stadthause die Herren der Stände mit ihren Dienern und Bannern, die Glieder des Rats und die Gilden versammelten, drängte alles — drängte und floß wogend zurück, als sich der Zug des Kaisers näherte, und nur mühsam das Roß zu erreichen, durch das der Weg des Kaisers führte. — Und wie die Straßen Haus um Haus, so prangten die Schiffe, die vor dem Wassertore dicht gedrängt im Hafen lagen, und jene, die auf dem breiten Flusse zogen, in königlichem Schmucke. Vom Hafen aber bis an das Ende der Stadt ging das bunte Gewühle der erregten Menge, der Schall des Lachens und des Jubels . . .

Da erschütterte ein gewaltiger Donner die Luft.

„Vom Georgstore —!" riefen Stimmen: „Der Kaiser! — sie kommen!"

Und nun rollten die Donner der Geschütze ringsum von allen Wällen unablässig zu gewaltige Antwort, und auf den Klang der großen Carolusglocke von Münsterturm erhoben die Glocken alle die ehernen Stimmen und sandten ihre schallenden Grüße, daß ein Brausen und Tönen die Luft erfüllte, nachdem solange die Ruhe der Erwartung über der festlichen Stadt gelegen hatte. Und Donnerton und Glockenklang machten die freudigen Herzen zittern und beben.

Da mischte sich in den Donner der Geschütze und den Hall der Glocken jubelnde Musik — Paukenton und schmetternde Fanfaren.

Ein halb Dutzend geschmückter Reiter sprengte herzu, den Weg zu öffnen und die Ankunft zu verkünden. Sie winkten fröhlich schon von fern, und die jagenden Rosse warfen unruhig die Köpfe zurück und wieherten in den hellen Tag.

Und nun, während überall wieder Teppiche, Felle und Grün über den Weg sanken, nun nahten vom Hofe der Kaufdörfe her, wo sie sich versammelt hatten, die Geschlechter und Bürger, aus jeder Familie die Erwählten, Männer und Frauen in Feiergewändern, mit Ketten und Geschmeide schimmernd, von vielem Gefolge begleitet, und ordneten sich vor der festlichen Pforte auf den Wink des Meisters Quinten Matijs, an dessen Seite Albrecht Dürer dem Schauspiel zulah. In ihrer Mitte aber schritten, eine kleine Zahl, die herrlichsten Jungfrauen der Stadt, durch das Auge der Künstler und den Spruch der Regierenden erkoren. Denn nicht Würden und Aemter allein, nicht den toten Reichtum in jeglicher Gestalt, nicht die Schätze des Geistes nur, in Werke der Maler und Worte der Dichter gefaßt, ziemte es zu solchem Feste darzustellen; damit das sonnige Leben nicht fehle, sollte auch die Blüte der Schönheit dem festlichen Gedanken dargebracht sein. Und sie schritten hochgut, stolzen Auges und reinen Herzens dahin, in der Unschuld ihrer Sinne, mit duftigen Zweigen in den Händen, in seliger Nachtheit, von Byssus und Florgewändern mehr umspielt und entschleiert als verhüllt. Sie schritten dahin über die bunten Decken und Blumen, auf weichen Sandalen, eine gewebte Schar, geehrt und von Ehrfurcht gegrüßt. Denn dieses edle Volk wußte es wie sie selbst, — die Schönheit war es, was sie zu geben hatten, der lebende Reichtum, der dieser Stunde erhöhten Empfindens gehören sollte. Sie brachten ihre Gabe nicht um des Kaisers willen und ihm zum Lyher, nicht um der großen Gäste willen, die eingekehrt waren, sondern um der Menge willen, die ihnen entgegenstaunte, sie brachten die Weihegabe dem Geiste der heiligen Freude dar, der diese kurze Zeit beherrschte und alle Herzen mit tiefem Glücke erfüllte, — im Vollbewußtsein, selber Geschöpfe eines heiligen Daseins zu sein.

Ein leiser Ruf der Bewunderung ging durch die andächtige Menge, und das Schweigen, das ihm folgte, sprach deutlicher als Worte, wie alle Dichtgedränten das Schauspiel empfanden. Kinder, die die Luft mit Wohlgerüchen durchsprengten, zogen ihnen zur Seite, und nun nahmen die Schönen ihren Platz ein, in vielerlei Stellung zauberisch geglieder, auf den Stufen zu beiden Seiten des Ehrendogens. Den Frieden, der die Völkin hellen bezwingt, die Weltteile, die dem Herrscher huldigen, stellten sie dar, inmitten die jungfräuliche Europa, — Nymphen und Nereiden, wie ihre Schwestern auf anderen Schaugestellen am Weg die Grazien, die Tugenden, Göttinnen des Sieges und des Ruhms.

Da klangen die Hörner und Pauken nahe von der anderen Seite, und in dreier Reihe zog hinter den Herolden die Schar der Bläser und Pfeifer, Trommler und Zinkenisten heran. In gutem Abstand hinter ihnen, und den nächsten weit voraus, schwang sich, damit auch die Torheit nicht fehle, der Narr im Schellenkleid mit Glöckchen und Kappe, von Jubel begrüßt und froh belacht. Er ging im wiegenden Schritt und neigte sich von links nach rechts, als gelte ihm allein die Veranstaltung des Tages.

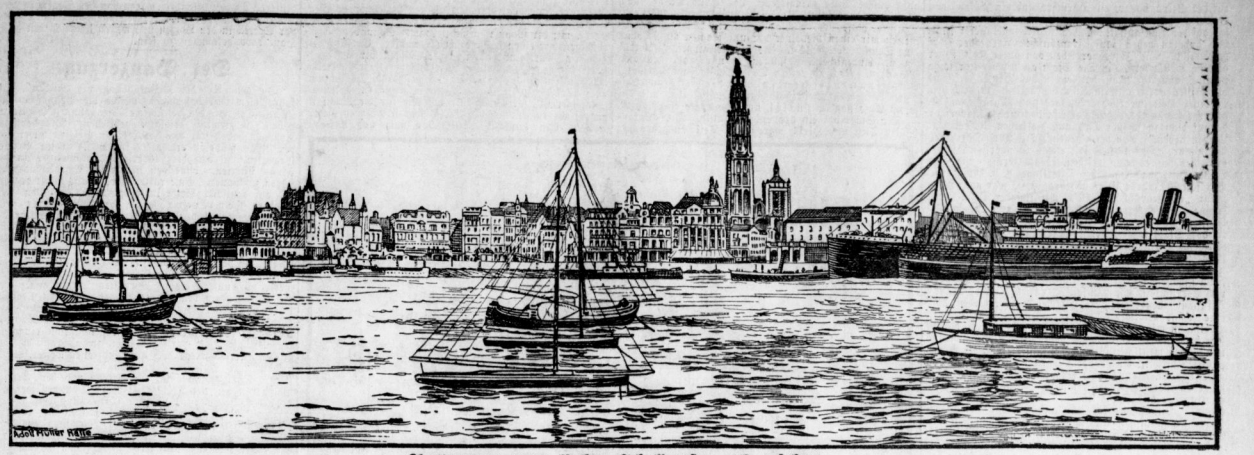
Und nun entfaltete sich die ganze Pracht des feierlichen Zuges. — Die Bürgermeister beide voran, die städtischen Aemter hinter ihnen, Ratmänner und Schöffen zwei und zwei, danach die Fahnenabteilung der Gewerbe.

Dann ging es durch die Reihen: „Der Kaiser! — der Kaiser!" und alles drängte sich, den zu sehen, dem Gruß und Heil galten gebietet. Unter purpurnem Zeltdach, von vier goldenen Stangen getragen, unter hängenden Laubgewinden kam er daher.

Ernst und gedankenvoll ritt er, ein Jüngling, der der Welt gebot, und erwiderte mit gleichmäßiger Handbewegung, zum Rauschen des Beifalls mehr bedacht als erregt, die schallenden Zurufe des Volkes, das seine Jugend gesehen und in den gütigen Prinzen all seine Hoffnungen, seine eigene Zukunft geliebt hatte . . .

*) Aus dem Roman „Juliane Frocks" von Rudolf Heubner, der im Verlag von L. Staadmann, Leipzig, erschienen ist und als eines der besten Unterhaltungsbücher aus der Zeit der niederländischen Renaissance warme Empfehlung verdient.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191410112/fragment/page=0002



Antwerpen, vom linken Scheldeufer aus gesehen.

Die Deutschen in Antwerpen.

Von einem, der zu ihnen zählte.

Wie ein Stern leuchtet der Ruhm des Namens Antwerpen über die Jahrhunderte unverblaßt bis in die Gegenwart hinein. Wenig Städte, die eine so reiche und wechselvolle Geschichte haben wie sie, um deren Besitz die Völker so oft und heiß gerungen! Hollands, Spaniens, Oesterreichs und Frankreichs Banner wehten über der Stadt, ehe, wenig mehr denn 80 Jahren, das neugegründete Königreich Belgien das seine über ihr hißte. Und nun ist auch dieses wieder in den Staub gesunken, und an Stelle des belgischen Schwarz-gelb-rot flattert heute die deutschen Farben schwarz-weiß-rot siegreich über Stadt und Hafen.

Die Antwerpener Chronik weiß von mancher Belagerung der alten Feste zu erzählen, und noch heute ist die Erinnerung an Alexander von Parma, unter dem die Stadt 1584/85 ein volles Jahr auszuhalten hatte, wie an Herzog Albas Schreckensherrschaft, die „Spanische Furie", in der Antwerpener Bevölkerung lebendig. Nie standen aber bisher deutsche Truppen vor den Wällen der Stadt, immer waren es nur friedliche und freundschaftliche Beziehungen, die Antwerpen mit den deutschen Landen verknüpften, bis es die Stadt, auf Geheiß ihrer unter englischer Vormundschaft stehenden Regierung, jetzt selbst anders beschlossen hatte. Ihr Schicksal hat sich danach, wie wir wissen, rasch erfüllt. Es war wohl die kürzeste Belagerung, die die als uneinnehmbar geltende Scheldefeste je erlebt hat: kaum 2 Wochen nach der ernstlichen Inangriffnahme der Operationen seitens der Deutschen, und sie lag bereits dem Sieger zu Füßen.

„Die Deutschen in Antwerpen" — es gibt neben diesem jüngsten Kapitel, das, mit deutscher Schwertschrift geschrieben, die Ereignisse dieser Zeit zusammenfaßt, noch ein anderes unter dem gleichen Titel in der Geschichte der Stadt, eines, das den Antwerpenern bisher selbst oft ein erfreuliches und gern gelesenes galt. Es kündet von der großen Zeit der Stadt, der Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts, als bei uns die Hansa ihre Blüte erlebte und das Netz der deutschen Handelsbeziehungen weit über die Grenzen ihrer Heimat ausgedehnt hatte. An 600 deutsche Frachtwagen, erzählt der Chronist, kamen damals hochbeladen an einem Tage in der Handelsmetropole an der Schelde an. Hunderte von Schiffen aller Nationen wiegten sich im Hafen, die Schätze fremder Zonen bringend und dafür die Erzeugnisse des Landes eintauschend. Unter all den Kaufherren, denen der Handel ein hoher und ehrenvoller Beruf war, standen aber die deutschen Hanseaten nach der Himmelsrichtung ihres Landes hier die Osterlinge genannt, mit in erster Reihe. Sie hatten ihr eigenes prächtiges Haus am Ouden Koornmarkt, wo es heute noch steht, hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit und verfügten auch über eigene Stapelhäuser. So ist das „Hesselhuis" am Hessenplein in Antwerpen gegenwärtig noch eine Sehenswürdigkeit. Es hat, ein wuchtiger, dorungener Bau, den Stürmen der Jahrhunderte getrotzt und stellt bis auf den heutigen Tag einen der würdigsten und beredetsten Zeugen altdeutschen Handelsfleißes und Unternehmungsgeistes fern der Heimat dar.

Kriege und Unruhen waren es, die damals die wirtschaftliche und kulturelle Blüte des Landes knickten, ähnlich wie heute. Wie sich aber Belgien, und vor allem Antwerpen — in mancher Hinsicht vor Brüssel seine erste Stadt — in der Gegenwart zu einer, selbst im Verhältnis zu der damaligen primitiveren Zeit, unendlich gewaltigeren Größe und Bedeutung namentlich in kommerzieller Richtung emporgearbeitet hatte, so hatten auch die deutschen Interessen in der Neuzeit hier eine noch viel weitere und wertvollere Ausdehnung gewonnen, als im Mittelalter. Der neuerliche Zusammenbruch des belgischen Wirtschaftslebens bedeutet daher einen Milliardenverlust, an dem auch wir mit vielen Millionen beteiligt sind, und von dem wir nur hoffen können, daß er infolge der Wendung der Dinge keine allzu hohe Steigerung mehr für uns erfahren möge. Ein Gang durch Antwerpens Straßen und Hafenanlagen genügte, um erkennen zu lassen, wie sich der neudeutsche Unternehmergeist hier in friedlichem Ringen um seine hochgesteckten Ziele betätigte. An welchem großen Handelshause fand sich unter den meist zahlreichen Firmenschildern nicht wenigstens ein deutsches? Und welche Flagge — neben dem Union Jack — sah der Besucher des Hafens wohl öfter über dem Heck der kommenden und gehenden Schiffe als die deutsche? Ueber 50 deutsche Fahrzeuge, zu vier Fünfteln glücklicherweise nur solche geringeren Tonnengehalts, die bei Ausbruch des Krieges im Hafen lagen und nicht mehr zu entweichen vermochten, konnte uns der rachesüchtige Feind während der Beschießung der Stadt noch in die Luft sprengen! Nicht selten, daß ihre Tageszahl aber weit höher war. Ein Gang über die Antwerpener Hafenterrassen, vor denen fast ausschließlich die transatlantischen Lloyddampfer wie die großen Passagierboote der Deutschen Ostafrika-Linie ankerten, stieß die deutschen Herzen zumeist höher schlagen und die freudig der Heimat gehörten, wo sonst im ganzen Hafen lagen noch solche Schiffe, so stattlich, stolz und sonder? Auch die Einheimischen wußten es nicht zu sagen .... Als es sich aber, es war noch in den letzten Monaten vor dem Ausbruch des Krieges, für die Antwerpener Stadt- und Hafenverwaltung darum handelte, den alten Plan einer engeren Verbindung des Hafens mit seinem deutschen Hinterlande, insonderheit der Rheinprovinz, durch die Anlage eines Rhein-Schelde-Kanals der Verwirklichung näher zu führen, geschah es, daß der Handelskammer-Präsident selbst für eine energische Durchführung dieses Gedankens eintrat, die dringend wünschenswert sei „mit Rücksicht auf den deutschen Charakter des Antwerpener Hafens".

So völlig unrecht kann man danach jenen unserer Feinde, die jetzt behaupten, Antwerpen sei von den Deutschen lange vor diesem Kriege erobert worden, nicht geben. Und doch ist es eine böswillige Verleumdung und Verdrehung des Tatsächlichen, wenn sie betonen, daß dies alles ein Werk zielbewußten politischen Tuns und Treibens gewesen sei. War diese friedliche Eroberung Antwerpens durch uns ein Werk zielsicheren Handelns, so doch zweifelsohne eines Handelns ohne irgendwelche politische Tendenz. Sie war die natürliche und unvermeidliche Folge deutschen Fleißes und Scharfblicks, deutscher Schaffens- und Willenskraft, die unsere Landsleute auf diesem vorgeschobenen Auslandsposten schier ausnahmslos entfalteten. Das Reich hatte damit nichts zu tun. Des Rätsels Lösung ist für den unbefangenen Betrachter so einfach: weil die Deutschen mehr arbeiteten und leisteten als Flamen und Wallonen, weil sie ihnen die bessere Bildung voraus hatten, darum war es ihnen vergönnt, oft die besten Früchte zu pflücken. Statt aus dieser Tatsache die richtige Lehre zu ziehen, beschwerte man sich aber, den Einflüsterungen der getreuen Nachbarn im Süden und Norden nur zu leicht zugänglich, über die „Eindringlinge", die allerwärts den ersten Platz beanspruchen. Man wählte damit das Bequemere und Mühelosere; sich selbst einmal Mühe zu geben, dafür war der jüngste Antwerpener nicht zu haben. „Miet dood werken!" hieß des kleinen Mannes Losung, und auch gar mancher größere gehorchte ihr wohl unbewußt.

Wem aber kam die Wirkung der deutschen Rührigkeit zu Gute, wenn nicht in erster Linie der Stadt und dem Lande selbst? Kein Geringerer als Belgiens klügster König, Leopold II., hat dies einmal öffentlich anerkannt, als er gelegentlich der 13. Interparlamentarischen Konferenz in Brüssel im August 1905 dem Landtagsabgeordneten Prof. Eickhoff, Köln, gegenüber unter Hinweis auf die Tausende deutscher Einwohner in Antwerpen, Brüssel und Lüttich die Bemerkung fallen ließ: „Es sind meine besten Bürger, die den Wohlstand Belgiens mit haben begründen helfen."

Wer will es nun, auch von den Gegnern, den Deutschen, die so durch ihre Tüchtigkeit nicht wenig zum Aufschwung ihrer Wahlheimat beitrugen, verdenken, wenn sie sich ihr Leben innerhalb der engeren Grenzen ihres Heims oder ihrer landsmännischen Vereinigungen so angenehm wie möglich zu gestalten suchten? Tatsächlich haben es uns wohl auch, aus sich heraus, nur wenige verdacht, gar manche der Antwerpener haben sich im Gegenteil gern die gemeinnützigen Einrichtungen der deutschen Kolonie mit zu nutze gemacht und an unseren nationalen Festen teilgenommen. Der Bedeutung der Kolonie entsprechend — sie umfaßte in den letzten Jahren über 20 000 Mitglieder — pflegten diese Feste regelmäßig in einem würdigen Rahmen abgehalten zu werden. So dürfte es nicht viele deutsche Städte geben, die eine Kaisergeburtstagsfeier wie sie in der letzten Jahren in den deutschen Kreisen Antwerpens Tradition geworden war, zustande bringen.

Was die Deutschen in der Scheldestadt an Werken der Menschenliebe und Nächstenfürsorge geschaffen hatten, ist auch in Deutschland nicht unbekannt geblieben und hat wiederholt die verdiente Anerkennung gefunden. Die Kolonie besaß eine Allgemeine deutsche Schule, die Oberrealschule und höhere Töchterschule in sich vereinigte und sich in den letzten Jahren eines Besuches von durchschnittlich 800 Schülern erfreute. Sie war vom Reiche anerkannt und wurde aus Privatmitteln erhalten. Sie war der eigentliche Hort des Deutschtums in der Stadt. Neben ihr bestand eine deutsche Volksschule, die gleichfalls eine Besucherzahl von über 200 Kindern aufwies. Von großen deutschen Stiftungen sei hier des Seemannsheims am Hafen, des Kaiserin-Auguste-Viktoria-Erholungsheims bei Calmpthout, der deutschen Volksbücherei gedacht. Zwei große evangelisch-protestantische Gemeinden sowie eine katholische verfügten über ihre eigenen Kirchen. Das Vereinsleben stand in hoher Blüte: zwei bis drei Dutzend Vereinigungen aller Art, wenn nicht mehr, kamen den Wünschen und Neigungen der einzelnen entgegen und sorgten für ihren Zusammenhalt.

Ein weitverzweigtes, reiches Friedenswerk ging hier durch den Ausbruch und die Wirren des Krieges zu Grunde. Ob ihm zu seiner Zeit eine Auferstehung beschieden sein wird? Wer es aus eigener Anschauung kannte, dem wird es schwer, an seinen bleibenden Verlust zu glauben. Das Gute und Tüchtige trägt eine Bürgschaft für die Dauer in sich. Die letzten Ereignisse, die die Stadt völlig in deutsche Hände gaben, gestatten im übrigen wohl auch, deswegen getrost und zuversichtlich in die Zukunft zu blicken.

Walter Britting.

Antwerpener Kunstschätze.

Als sich der Eisenring der deutschen Belagerer um die alte Kunst- und Handelsstadt an der Schelde fester und fester zog, war es wohl vor allem ein Wunsch, der angesichts der harten Notwendigkeiten des Krieges alle Freunde der Kunst beseelte, der, daß die belgischen Verteidiger der Stadt nichts tun möchten, was die unersetzlichen Kunstschätze Antwerpens, deren unversehrte Haltung sich die Belagerer sicherlich zur Richtschnur gemacht hatten, in Gefahr zu bringen geeignet wäre. Von diesen Kunstschätzen soll hier in kurzem die Rede sein.

Eine der schönsten Straßen von Antwerpen ist die „Avenue Rubens", die sich am Antwerpener Park entlang zieht und sich mit der „Avenue Quinten Matsys" kreuzt. An der Lebensader der Stadt, an der Schelde, erhebt sich der schmiedeeiserne Aufsatz, von zierlichen Ranken umwunden und mit der Figur des Sabius Brabo gekrönt, der in sogengrauer Vorzeit die Stadt Antwerpen von der Greuelherrschaft des Riesen im Stern befreite. Im Antwerpener Museum hängt auch Jordaens weltbekanntes „Familienkonzert", das wie kaum irgendein anderes Werk die übersprudelnde Lebenskraft des Künstlers verrät. Van Dyck ist hauptsächlich durch Bilder biblischen Inhalts vertreten.

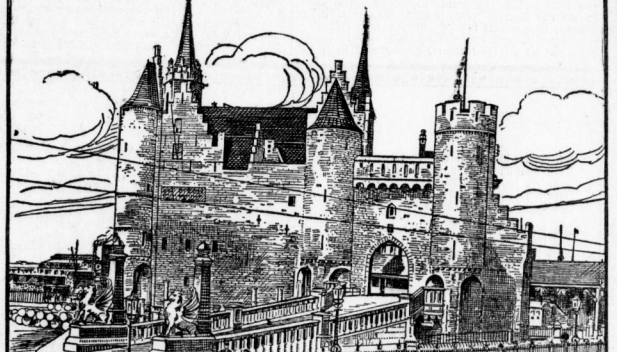
Ungefähr zur gleichen Zeit, als Rubens, Jordaens, Matsys und Van Dyck Antwerpens Kunstleben beherrschten, wirkten auch die drei großen Architekten, die der Scheldestadt für alle Zeiten ihre Schönheit geschenkt haben; die beiden Waghemakere und Cornelius de Vriendt. Die beiden Waghemakere brachten den im 14. Jahrhundert bereits angefangenen gotischen Bau in der Kathedrale zu würdiger Vollendung. Auf dem weiten Grenzplatz erhebt sich die schöne, siebenschiffige Hallenkirche, deren allein ausgebauter schlank aufragender Nordturm dem deutschen Beschauer sofort das Bild des Straßburger Münsters als weiensähnlich vor die Seele ruft. Von dem älteren Waghemakere stammt auch der Plan zu der ebenfalls gotischen St. Jacobskirche, deren Schönheit leider fast erdrückt wird durch die Menge der Häuser, die sich dicht an die Kirche herandrängen und nur eine schmale Gasse zu ihrem Eingang freilassen. Durch neue und alte Glasmalereien dringt gedämpftes Licht in das Innere der St. Jacobskirche, wodurch jenes stimmungsvolle mystische Halbdunkel entsteht, das einen Hauptreiz katholischer Kirchen ausmacht. Hier ist die Grabstätte von Peter Paul Rubens. Der ältere Waghemakere verstand aber nicht nur, Kirchen zu bauen, er setzte sich auch ein unvergängliches Denkmal in der Fleischhalle der Schlächtergilde. In seiner vornehmen Tracht erinnert dieses großartige „Vleeschhuis" an die Zeit, in der die Handwerkergilden die allmächtigen Herren von Antwerpen waren. Heute liegt der köstliche Bau eingeklemmt zwischen die engen, schmutzigen Straßen der Altstadt. Nicht weit entfernt vom „Vleeschhuis" stehen auf dem stattlichen Grotemarkt mehrere alte, prachtvolle Gildehäuser, die meist aus dem 16. Jahrhundert stammen und zum Teil stilgerecht restauriert worden sind. Das Schönste davon ist wohl das Haus der Schützengilde, das am Giebel den Ritter St. Georg zeigt, der mit fester Hand sein wildes Roß bändigt.

Daß der jüngere Waghemakere der würdige Sohn seines Vaters war, beweist die Börse, die er im Jahre 1531 erbaute, und die in der Neuzeit nach den alten Plänen renoviert worden ist. Diese Börse, die erste in ganz Europa, ist eine mächtige, glasbedeckte Halle, in reichstem maurisch-gotischem Stil. Von wunderbarer architektonischer Schönheit ist besonders die auf 38 schlanken Säulen ruhende Galerie, die sich ringsum die viereckige Halle zieht. Cornelius de Vriendt aber schenkte Antwerpen das im Renaissancestil erbaute Stadthaus. Zwar kann es sich an Schönheit nicht mit dem von Löwen messen, aber es macht durch seine vornehme Linienführung einen sehr nachhaltigen Eindruck, der durch den schönen Giebel des Mittelbaues noch verstärkt wird.

Ein für die Geschichte der Stadt sehr charakteristisches Gebäude ist das Museum Plantin-Moretus. Das Museum, das seit dem Jahre 1876 nach dem Tode des letzten Moretus dem Staat gehört, ist das einstige Wohnhaus des weltberühmten Buchdruckers und Verlegers Plantin, der seinen Schwiegersohn Moretus die Fortführung seines Lebenswerkes überließ. Sorgsam behütet im Sturm der Zeiten, versetzt uns dieses Haus in seiner ganzen Gestalt in das 16. Jahrhundert. Diener in spanischer Tracht von braunem Tuch, mit Barett und Schnallenschuhen, die hier als Aufseher ihres Amtes walten, passen stimmungsvoll in diesen mittelalterlichen Rahmen. Als dauernde graphische Sammlung hat das Plantin-Moretus-Museum nicht seinesgleichen. Kostbarste Handschriften aus dem Mittelalter, die frühesten Inkunabeln und die wundervolle Bibliothek von Plantin selbst zusammengestellt, lassen den Besucher aus dem Staunen nicht herauskommen. Die Räume, in denen die Bücher aufgestellt sind, entsprechen in ihrem ganzen Mobiliar der Zeit, in der die Bücher gedruckt wurden.

Noch ein köstliches Vermächtnis aus längst vergangenen Tagen ziert Antwerpen. Das ist „het Steen", die alte Burg von Antwerpen, deren Geschichte bis ins zehnte Jahrhundert zurückgeht. Hier hauste einst die spanische Inquisition und hinterließ als Merkmal ihrer verabscheuenswürdigen Tätigkeit eine Unzahl von Folterwerkzeugen. Die Burgkapelle und einige Reste sind noch gut erhalten, der übrige Bau ist in altertümlichem Stile ergänzt worden. Dicht an der Schelde gelegen, bringt diese alte Burg eine romantische Note in das kaufmännische Bild der großen Handelsstadt, über deren Wällen nun die deutsche Flagge weht.

ml.



Der Steen, die alte Raubritterburg an der Schelde, heutiges Altertumsmuseum.

Eine altdeutsche Beschreibung Antwerpens.

Aus Lissa, einem Hauptort der Brüdergemeinde, zog im Jahre 1657 der reformierte Pfarrer Adam Samuel Hartmann auf eine Kollektenreise für seine verarmte Gemeinde nach Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und England. Er hat hierüber ein genaues Tagebuch geführt (siehe Zeitschrift der Histor. Gesellsch. f. d. Prov. Posen, 15. Bd.), die uns einen etwas nüchternen, aber klar blickenden Mann erkennen lassen. In diesen Tagen, wo uns der Fall der alten Scheldefestung gemeldet wird, dürfte man seine Mitteilungen über Belgiens stärkste Festung gern lesen, wenn sich Hartmann dort auch nur einen Tag aufgehalten hat. Von der Bevölkerung sagt er: „Ein sehr schönes Volk ist in dieser Stadt, beides, Männer und Frauen, freundlich, erbar, bescheiden sonderlich gegen die Fremden. (Das scheint sich etwas geändert zu haben.) Ihre Tracht ist sehr schön und prächtig. Die erbaren Frauen gehen mit dem Tellerhut

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191410112/fragment/page=0003

auf der Stirn, darauf ein Hörnchen und ein Büschel von Seide, große Koller (Kragen) gekraust, und vom Haupte bis auf den Fuß umflattert des Mantels kleingefaltetes Flor. Die anderen gehen auf französische Art oder auf holländisch. Die Inwohner leben von guter Kost, besser als die Holländer . . . Die Stadt an sich ist sehr schön peinlich, anmutig, groß, hat sehr schöne Häuser . . . und die Straßen breit, unterschiedliche Märkte. Ist auch fest, an einer Seite wegen des Wassers und Werkäme, an den anderen wegen des Walls, der sehr hoch und gemauert ist, darauf dicht in schöner Ordnung die hohen Nuspen und Linden stehen." Von der eigentlichen Festung sagt Hartmann nur: „Das Kastell soll etwas Sonderliches sein"; er selber hat es nicht gesehen, ebenso wenig wie das Oster-Huis, das Haus der Osterlinge, d. h. der Hanse. Vor fast 20 Jahren ist es abgebrannt, es war nach Hartmann „ein sehr schöner Bau, mit flachem Dach, ohne Spitze. Viele Kamine sind zu sehen, und hat so viel Fenster, als Tage sind im Jahr." Von den Gebäuden in der Stadt interessierten Hortmann vor allem die Kirchen. Die nach Plänen von Rubens erbaute Jesuitenkirche nennt er „ein solch Gebäude, welches mit Worten nicht beschrieben werden kann." Es ist von außen „aus schön gehauenen Steinen", „inwendig aber ist die Pracht und Herrlichkeit, daß man fast sich entsetzen muß." „Diese Jesuiten haben recht ihren Himmel auf der Erden, auch eine schöne Bibliothek." Seine Beschreibung beginnt Hartmann mit dem Markt: „ist ein großer Platz, darauf sehr hohe und schöne Gebäude stehen; Kramläden um und um." Von westlichen Gebäuden nennt er sonst die Börse. „Mitten drin ist ein großer Platz, an allen vier Seiten aber Lauben, darunter die eine mit Fliesen gepflastert; da gibt's allerhand Kramen, sonderlich von alten Büchern, auch andere und Kupferstücken." Und das Rathaus am Markt, „von außen eine sehr ansehnliche und wunderschöne Machina, von eitel ausgehauenen Feldsteinen . . . Inwendig ist nichts Sonderliches zu sehen, denn die Ratsstube, die mit rotem Tuch gezieret; er erwähnt auch die Denkmäler „in dem ersten Platz." Vor allem hatte das Rathaus „aus weißem Marmel Justitia de Prudentia". — Sie sind den heutigen Belgiern ziemlich abhanden gekommen, mögen sie sich bald wieder anfinden!

Das graue Heer.

Den überwältigenden Eindruck, den das deutsche Heer auf dem Marsche macht, beschreibt H. R. Davis, ein Mitarbeiter der „Newyork Tribune", in einem fesselnden Aufsatze, der für uns Deutsche inmitten der Lügenflut so vieler ausländischer Blätter höchst erfreulich ist.

Davis hat bei seinem Aufenthalt in Brüssel das deutsche Heer durchmarschieren sehen. Es waren nicht Menschen, so meint er, sondern es wirkte wie eine Naturgewalt, eine Flutwelle, eine Lawine. Beim Anblick der ersten Regimenter war ihm ganz gespannt. Nach drei Stunden, als ununterbrochen eine stahlgraue Heeressäule vorbeigegangen war, waren wir ermüdet, aber als Stunde auf Stunde verrann und es kein Halt, keine Atempause gab, wurde die Sache unheimlich, übermenschlich. Fasziniert wandte man sich dem Vorbeimarsch wieder zu. Es war wie der Nebel über See. Die grauen Uniformen, die Offiziere und Mannschaften tragen, erhöhten den Eindruck des Geheimnisvollen. Nur das schärfste Auge konnte unter den Tausenden, die vorbeimarschierten, den geringsten Unterschied entdecken. Alles bewegte sich unter dem Mantel der Unsichtbarkeit. Erst nach außerordentlich sachlicher und scharfen Proben auf alle Entfernungen, mit allen Stoffen und mit Farbenzusammenstellungen, die keine eigentliche Farbe ergeben, hat dieses Grau entdeckt werden können. Daß es zur Bekleidung und Verheimlichung der Deutschen im Kampfe ausgewählt wurde, ist bezeichnend dafür, wie die deutsche Oberleitung nach höchster Wirksamkeit strebt, nichts dem Zufall überläßt und keine Einzelheit vernachlässigt. Wenn man diese Felduniform unter den verschiedensten Bedingungen gesehen hat, ist man überzeugt, daß sie die stärkste Waffe des deutschen Soldaten ist. Selbst der beste Schütze kann die Scheibe nicht treffen, die er nicht sieht.

Zuerst sah ich es auf der Grande Place vor dem Stadthause. Es war unmöglich, zu erkennen, ob auf dem schönen Platze ein Regiment oder eine Brigade war. Man sah nur einen Nebel, der mit den Steinen verschwamm, mit den alten Häusermauern verschmolz, hin und her wogte, aber nichts sehen ließ, worauf man hätte zielen können. Als später das Heer unter meinen Fenstern an den Bäumen des Boulevards vorüberzog, tauchte es unter und verlor sich auf dem Hintergrunde des grünen Laubes. Es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß auf 100 Yard die Pferde wohl zu sehen sind, auf denen die Ulanen reiten, daß aber die Reiter selbst nicht zu sehen sind. Als ich neulich die Nachbut der französischen Dragoner und Kürassiere sah, konnten wir sie gegen das Grün und Gelb der Felder auf eine halbe Meile erkennen, während diese Männer in den Straßen in dem Grau der Pflastersteine an der nächsten Ecke untergehen und die Erde sie zu verschlucken scheint.

Das Heer marschiert noch vorbei. Ich habe in verschiedenen Kriegen sechs Heere gesehen. Aber ich habe keins gesehen, das so gut ausgerüstet war, auch das unsere, das japanische und das englische nicht ausgenommen. Ich spreche nicht von seinem Gefechtswerte, sondern von der Ausrüstung und Organisierung. Dieses Heer hat drei Wochen hindurch aktiven Dienst getan, und anscheinend fehlt kein Riemen, kein Hufnagel, es kam herein, voran die rauchenden Maschinen Feldküchen, eine Stunde später waren die Postwagen aufgestellt und galoppierten die berittenen Postboten die Reihen entlang und verteilten Briefe. Die Infanterie kam in Reihen zu fünf Mann, jede Kompagnie 200 Mann stark; die Lanzenreiter ritten in Reihen zu Vieren, und es fehlte nicht ein Fähnchen. Die Schnellfeuergeschütze und die Feldgeschütze brauchten immer eine Stunde zum Vorbeimarsch, jede Kanone mit Munition war in 20 Sekunden vorbei. Die Infanteristen sangen: Lieb Vaterland. Zwischen jeder Zeile machten sie drei Schritte Pause. Zweieinhalb Stunden sangen 2000 Mann gleichzeitig, vollkommen im Takt und Schritt. Wenn eine Pause im Liede war, hörte man nur das Stampfen der gesangten Stiefel. Dann erschall der Gesang von neuem, und wenn sie nicht sangen, spielten die Spielleute. Dann kam das Rasseln der Belagerungsgeschütze, das Knirschen der Räder, das Klirren der Ketten und der scharfe Ton der Signale. Sieben Stunden lang marschierte das Heer in einer geschlossenen Säule, so daß keine Droschke, keine Straßenbahn fahren konnte. Es floß wie ein Strom von Stahl, unaufhaltsam geisterhaft. Als dann die Dämmerung kam und Tausende von genagelten Stiefeln weiter das Pflaster traten, sprühten Funken aus den Steinen, aber die Pferde und Männer, die die Funken hervorriefen, waren unsichtbar. Um Mitternacht zogen Packwagen und Belagerungsgeschütze vorbei. Um 7 Uhr morgens kam wieder Infanterie Marschtritt und die Musik aufgeweckt. Ob sie die ganze Nacht hindurch marschiert sind, weiß ich nicht, aber jetzt ist 26 Stunden hintereinander das graue Heer geheimnisvoll wie Nebel und hartnäckig wie eine Dampfwalze vorbeigezogen.

Die Flucht einer Hallenserin aus Belgien.

Eine Hallenserin, die nach Ausbruch des Krieges aus Brüssel über Antwerpen nach Holland und dann nach Deutschland geflüchtet ist, gibt folgende interessante Schilderung ihrer abenteuerlichen Erlebnisse.

Ich war in Rhode St. Genèse, einem Villenvorort von Brüssel, als Gesellschafterin bei einer Familie S... Sonntag, den 2. August, am ersten deutschen Mobilmachungstage, war noch alles ruhig. Aber schon am folgenden Tage wurden wir arg in Schrecken gejagt. Wir sahen fünf Soldaten und vier Polizisten durch den Park auf unsere Villa zukommen. Das Haus wurde nach Deutschen durchsucht. Unser Dienstmädchen, auch eine Deutsche, hatte sich im Park versteckt; mich wandte sie, bieten mir einen Revolver vor und fragten mich, ob ich eine Deutsche sei. Als ich das bejahte, gingen sie wieder davon. Augenscheinlich suchten sie nur nach deutschen Männern. Noch am selben Tage (2. Mobilmachungstag) wurde französische Einquartierung angekündigt. Wir mußten deshalb am Dienstag früh mit unserem Auto nach Brüssel um Lebensmittel einzukaufen.

Die Stadt bot ein grauenhaftes Bild. Die Warenhäuser Tietz und Hirsch waren zum Teil ausgebrannt; um sie vor weiterer Zerstörung zu schützen, war um die Gebäude ein drei Meter hohes, schweres Eisengitter angebracht. Das deutsche Konsulat war schon ein Trümmerhaufen.

Wir fahren gerade, wie zwei belgische Bestien eine heftig sich wehrende deutsche Frau aus einem Hause herauszogen. Die drei Kinder von neun, sechs und drei Jahren hatten sie aus dem dritten Stockwerk zum Fenster hinuntergestürzt. Alle drei lagen tot in ihrem Blute auf der Straße. Als die unglückliche Frau das sah, wurde sie irrsinnig. Die Koblinge hatten einen glasigen, unheimlichen Blick. Durch Alkohol sollen sie zu ihren Taten angefeuert worden sein.

Wir suchten so schnell wie möglich wieder heimzukommen. Auf der Fahrt wurden wir von einer Bande heftig beschossen. Die Kugeln hatten aber nur das Verdeck durchlöchert. In St. Genèse begann für uns jetzt eine lange Zeit. Wir konnten nicht fort, waren aber jeden Tag zur Flucht bereit. Bis Freitag sind wir nicht aus den Kleidern herausgekommen. Wir hörten den Kanonendonner von Lüttich. Bei uns wurde es immer unruhiger. Vom Nachbargute wurden in einer Nacht 40 Kühe gestohlen. Eine Weinplantage war vollständig vernichtet, große Gewächshäuser zertrümmert, Scheunen niedergebrannt. Freitag früh kam der Befehl, daß binnen 24 Stunden alle Deutschen Belgien zu verlassen hätten.

Wir hörten, daß Lüttich von den Deutschen erobert worden war und fuhren deshalb am Nachmittag im Auto dorthin, um von dort die deutsche Grenze zu erreichen. Kurz hinter Brüssel war die Landstraße durch eine Eisenkette gesperrt. Zwei Männer standen zu beiden Seiten an die Kettenpfeiler gelehnt. Wir ließen uns aber nicht aufhalten, sondern fuhren mit voller Geschwindigkeit drauf zu. Die Kette sprang auseinander und die Männer stürzten zu Boden. Nach 1½ stündiger Fahrt waren wir mitten im Lütticher Schlachtfeld. Es war noch nicht geräumt. Tausende von Toten lagen, saßen, standen und kauerten rings umher. An einem steilen Abhange standen fünf bis sechs Reihen toter Franzosen angelehnt. Maschinengewehrfeuer hatte sie überrascht. Links von der Straße liefen die gefangenen Belgier frei umher. Wir mußten nun ausfragen und erkundigten uns bei einigen Offizieren, wie wir die Grenze erreichen könnten. Zu unserem Schrecken wurde uns mitgeteilt, wir müßten zurück; denn zwischen Lüttich und der deutschen Grenze ständen noch Franzosen. Währenddessen wurde unser Auto gestohlen. Es stand etwas entfernt von uns. Drei belgische Offiziere hatten das bemerkt, sprangen hinein ins Auto und rasten davon. Wachtposten schossen zwar hinterher. Wir haben aber nicht mehr erfahren können, ob die Flüchtlinge wieder erwischt wurden. Noch am selben Nachmittage fuhr ein Zug mit deutschen Flüchtlingen unter deutschem Schutze (30 Soldaten, 20 Offiziere) nach Antwerpen. Wir fuhren nun auch mit. Kurz vor Antwerpen hielt der Zug. Soldaten aus und marschierten zurück. Auf dem Bahnhofe standen, drängten und liefen soviel Menschen, daß ich die Familie S... aus den Augen verlor. Ich stand nun allein und ratlos da. Mit Mühe und Not erreichte ich einen holländischen Zug, der die Deutschen an die Grenze bringen sollte. Wir fuhren bis zu dem belgischen Grenzort Hegen. Weiter ging der Zug nicht; wir mußten nun über die Grenze laufen. Ein freundlicher, alter Herr mietete sich für uns einen Wagen, der unser Gepäck aufnahm. Das war für uns eine große Erleichterung; denn bis zum holländischen Grenzort Rolendaal hatten wir einen 3½stündigen Weg. Um Mitternacht erreichten wir den Ort und fuhren gleich weiter mit der Bahn nach Rotterdam. Sonnabend früh bestiegen wir einen holländischen Dampfer. Er fuhr den Rhein aufwärts, und am Abend erreichten wir den deutschen Grenzort Emmrich. Mit vollem Herzen beteten wir Dank und sangen freudig „Deutschland, Deutschland über alles". In liebevoller Weise sorgte in Emmrich das „Rote Kreuz" für uns. Wir wurden für die Nacht in der Stadt aufgenommen. Am folgenden Morgen ging's weiter. Ein deutscher Prinz war auch auf unserem Schiffe. Ein Gärtner und ein Chauffeur sind ihm bei der Flucht durch den Schornstein seiner Villa behilflich gewesen. Er bezahlte für alle Fahrgäste der zweiten Klasse Fahrgeld und Verpflegung. In Wesel hörten und sahen wir, wie ein französischer Flieger heruntergeschossen wurde.

Am Freitag darauf (wir waren also sechs Tage den Rhein aufwärts gefahren), legte unser Dampfer in Mainz an. Ich bin noch bis Frankfurt mit der Bahn gefahren. Dann aber konnte ich nicht weiter. Die Schrecken und Anstrengungen hatten mich nervenkrank gemacht. 14 Tage lag ich in Frankfurt zu Bett. Endlich in der fünften Kriegswoche fuhr ich heim.

Unser Zug führte verwundete deutsche und französische Soldaten mit. In Eisenach stiegen die Leichtverwundeten aus und bekamen Erfrischungen. Ich stand vor einem Güterwagen, in dem einer meiner Schlafburschen frisches Stroh ausbreitete. Da sprang ein Franzose hinein und würgte ihn. Ich schrie auf und machte einen alten Herrn aufmerksam. Dieser sprang hinein und befreite den Ueberfallenen. Alle Franzosen mußten sofort in die Wagen zurück. Der Hinterlistige wurde gefesselt und in ein leeres Abteil geworfen. Nach zweimal zwölfstündiger Fahrt lief der Zug in Halle ein.

Der Antwerpener Hauptbahnhof.

Der Eisenbahnzug vor Antwerpen im Feuer.

Die Schilderung einer abenteuerlichen Fahrt, die ein belgischer Zug von Hamont nach Antwerpen zurücklegte, findet sich in der Antwerpener „Nieuwe Gazet". Die Reisenden, die am Sonntag nachmittag in Hamont einstiegen, waren der festen Ueberzeugung, daß sie in Ruhe nach Antwerpen kommen würden, denn niemand dachte an die Möglichkeit, weiter zu fahren, da Moll schon von deutschen Truppen besetzt sei und sie alle in Feindeshände fallen würden. Nach einer halben Stunde traf aber auf Moll die telegraphische Mitteilung ein, daß keine Gefahr

42 Ctm.

Ich bin die Macht der Verschwiegenheit,
Treu war ich und lange verschwiegen,
Jetzt red ich laut, nun ist Redens Zeit,
Jetzt kann ich drei deutsche Meilen weit
Im donnernden Bogen fliegen.

Ich bin die deutsche verbaltene Kraft,
Die läßt sich wohl lange beengen,
Doch bricht sie hervor aus umklammernder Haft,
Dann kann die entzügelte Leidenschaft
Die Felsen und Festen zersprengen.

Ich bin vordenkender Kriegeskunst
Geheimnisumwobenes Wunder,
Mein Atem ist lodernde Feuersbrunst,
Die Panzertürme zerstieben in Dunst,
Zemente zermürben wie Zunder.

Ich breche die Schlösser und Burgen entzwei
In fürchterlich grausiger Schnelle,
Der Stachelbraht reißt und die Wege sind frei,
Und hinter mir her stürmt mit Hurrageschrei
Das Siegesheer Mauern und Wälle.

Ich treffe sicher, hinsende ich weit
Den deutschen verheerenden Schrecken,
Der Glockenton bin ich der großen Zeit,
Wohlauf nun und macht euch zu hören bereit:
Ich bin das erlösende Wecken.

Und alles, was lange verborgen lag
In weichlicher Tränke Umnachtung,
Fährt auf bei dem dröhnenden Donnerschlag,
Ich ruf es empor und ich rufe zu Tag
Den Mut und die Todesverachtung.

Die heilige Liebe zum Vaterland,
Wo Brüder sich Brüdern verbinden
Und Treue geloben mit Herzen und Hand,
Ich schwinge den heiligen Feuerbrand
Die Scheiter des Sieges zu zünden.

Nun will ich im Grimme des brüllenden Leun
In Blitzen und Donnern und Stürmen
Vernichtung aus ehernen Schlünden streun
Und alle zermalmen, die uns bedrängen,
Samt ihren gepanzerten Türmen.

Max Grube, Hamburg.

Der Panzerzug.

Die neue Art der Kriegführung mit „wilden", d. h. führerlosen Eisenbahnzügen, welche die Belgier in das in deutschen Händen befindliche Eisenbahnnetz losgelassen haben, ist ziemlich erfolglos geblieben. Die deutschen Truppen haben sich, wie berichtet, in Belgien dieser wilden Züge mühelos erwehrt, indem sie einige Brücken sprengten, so daß die führerlosen Lokomotiven in den Fluß stürzten, ohne den geregelten Eisenbahnverkehr stören zu können. Eine rationellere Waffe bildet dagegen der auf deutscher Seite in Belgien und sonstwo verwendete Panzerzug, über den der Führer eines solchen, Leutnant d. R. Dr. Kurt Blaum, Direktor der städtischen Armenverwaltung in Straßburg, aus Brüssel vom 26. September folgende interessante Mitteilung macht:

Ich bin der Kommandant eines Panzerzuges und habe mit diesem vorgestern eine Gewalterkundung bis 30 Kilometer vor unsere letzten Vorposten unternommen, um die Anwesenheit belgischer Truppen im Westen aufzuklären. Hierbei fuhr ich mitten in den belgischen fahrplanmäßigen Schnellzugsverkehr hinein, beschlagnahmte die Post des eben in der Betriebsendstation eingetroffenen Zuges und verfolgte einen zweiten auf der belgischen Betriebsstrecke noch drei Stationen weiter, bis ich auf stärkere Infanterie und auf Truppenausladungen stieß. Dort zerstörte ich die Strecke und den Betrieb. Bei der wegen der Wichtigkeit der Meldungen, der Unruhe der Bevölkerung und der Entfernung von unseren Truppen (30 Kilometer) sehr raschen Rückfahrt kam der Zug acht Kilometer vor unseren Vorposten zur Entgleisung. Eine belgische Pionier-Radfahrerkompagnie, der unser Kommen auf der Hinfahrt von Einwohnern vorgemeldet war, hatte hinter mir die Strecke gesprengt. Der Fernüberfall durch ihre zurückgelassenen Gruppen wurde von meinen Leuten abgeschlagen. Wir stellten ein Gleis in anderthalb Stunden für unseren Zug wieder her und gelangten glücklich in den Bereich unserer Truppen zurück. Bei der Entgleisung wurde ich, da ich auf dem vordersten Wagen stand, gegen die Panzerung geschleudert und am rechten Knie verletzt. Ich tue jedoch, wenn auch hinkend, meinen Dienst als Kommandant des Panzerzuges weiter und habe gestern zwischen unserer und der belgischen Schützenlinie im Gefecht mit meinem Zuge die Gleise eines Bahnhofs, die siebenmal gesprengt waren, in zwei Stunden wieder hergestellt, um gewaltsam zu erkunden, was auch sehr gut gelang. Erst das belgische Artilleriefeuer, dem der Zug nicht ausgesetzt werden darf, vertrieb uns.

Kriegsallerlei.

Das bißchen Lazarettdienst.

Der Sohn einer Gothaer Arbeiterfamilie war mit bei den ersten, die vorklammen. Schweren Herzens sah die Mutter ihren Aeltesten in den Krieg ziehen, still ging sie ihrem Beruf nach, leuzend versorgte sie die großen Kinderschar. Von dem Jungen kam wochenlang keine Nachricht, und die Mutter trug schwer an ihrem Kummer und ihrem Herzleid. Da, endlich, eine Karte aus einer nähe-rer Grenzstation: „Liebe Mutter, sorge Dich nicht um mich, es geht mir sehr gut, ich habe ein bißchen Lazarettdienst in K. Ich schreibe bald mehr. Dein treuer Sohn." Und wirklich kamen jetzt hier und da Karten des Sohnes, und der Mutter ward es leichter uns Herz, da sie ihren Jungen wohlauf wähnte. Nun kam die Nachricht durch, daß ihr Sohn seit Wochen schwer verwundet im Lazarett zu X. liege; ein Schrapnell hatte ihm das rechte Bein weggerissen; jetzt sei er aber auf dem Wege der Besserung. Das also war das „bißchen Lazarettdienst!" Die schwere Verwundung, die Qualen und Schmerzen hatte der Sohn verschwiegen, um der Mutter keinen Kummer zu bereiten. Er hatte ihr verschwiegen, daß er nun ein Krüppel sei auf Lebenszeit, daß er, der stark und blühend auszog, auf Krücken zu ihr zurückkumpeln werde. Welch köstliches Beispiel von wahrer Herzensbildung!

Bravo, Hindenburg!

Die „Nordd. Allg. Ztg." schreibt: Vor der Flucht aus Insterburg konnten die Russen, da sie sich sehr beeilen mußten, nicht mehr alles derart zerstören, wie sie es gern getan hätten und auch nicht alles mitnehmen. Es blieb nur, alles unbrauchbar zu machen. In besonders gemeiner Weise haben sie sich da an gewaltigen Vorräten des täglichen Brotes vergangen, sie übergossen es mit Massen von Petroleum. Aber sie haben nicht mit unseres Hindenburg grimmigem und gerechtem Humor gerechnet. Auf die Meldung von dieser Gemeinheit erteilte der scharfe Befehl: „Ueber den Geschmack streiten wir nicht mit den Russen. Dieses Brot ist zur Ernährung der russischen Gefangenen zu verwenden, so lange der Vorrat reicht."

Und sie sind froh gewesen, als sie es bekamen. Es hat ihnen auch nicht geschadet. Aber ob sie es nicht lieber ohne diese russische Würze verzehrt hätten?

Wie die Russen in Wehlau preußische Fahnen „eroberten",

das wird in der „Königsb. Hartungschen Ztg." wie folgt erzählt: Einige russische Offiziere besuchten in Wehlau auch die Kirche und bemerkten die dort aufgehängte Fahne des ehemaligen Kreiskriegervereins. Ein Offizier erklärte daraufhin sofort, daß sie die „Trophäe" mitnehmen müßten. Bald darauf rückte auch ein Kommando an und holte die Fahne mit militärischen Ehren herunter. Seitdem 70 Jahre alte Fahne des Wehlauer Männerturnvereins war in die Hände der Russen gefallen. Der in der Stadt zurückgebliebene Gerbermeister Meyer, Ehrenmitglied des Vereins, nahm die Fahne den Russen jedoch wieder heimlich fort und brachte sie in Sicherheit.

Die Trinkfestigkeit russischer Offiziere diente diesen selbst nicht selten zum Gegenstand heiterer Verspottung. Ein hübscher Scherz dieser Art, der vor einem Vierteljahrhundert erfunden ward, verdient wohl aufgefrischt zu werden. Das Geschichtchen, das damals von Rußland aus die Runde durch die internationale Presse machte, erzählte: In eine Garnisonstadt im Innern Rußlands kam unlängst ein General aus Petersburg zur Inspizierung. Nach der Besichtigung betrat der Inspizient auch die Offizierspeiseanstalt, und hier verweilten seine Blicke auf dem Büfett bei einer Reihe Flaschen. Diese trugen anstatt der gewöhnlichen Etiketten weiße Blättchen, die nur einen Buchstaben aufwiesen. Sie standen in Reih und Glied alphabetisch geordnet. „Was hat dies zu bedeuten?" fragte der Generals den ihn führenden Leutnant. „Das ist eine Offizierschärade, Exzellenz," antwortete verlegen der Offizier. Der General erkundigte sich nun näher und erhält folgende Auskunft: „In jeder Flasche befindet sich eine andere Likörsorte. Bei der Sitzungen des Offizierklubs mischt einer von uns drei verschiedenen Sorten in ein Glas, und die Aeltesten und erfahrenen Mitglieder des Klubs erraten, sobald sie diese Mischung getrunken haben, aus welchen Sorten sie zusammengesetzt war und nennen das betreffende Wort." — „Das ist ja sehr eigenartig," meint der General, „können Sie denn selbst auch so raten?" — „Wenn Exzellenz befehlen, kann ich es," erwiderte der Offizier. Der General tritt an das Büfett und mischt ein Glas, während der Offizier, mit dem Gesicht nach der Wand gekehrt, an anderen Ende des Saales steht. „Nun raten Sie, was dies bedeutet," spricht der General, indem er dem Offizier das Glas reicht. Dieser trinkt es in einem Zug aus, schnalzt mit der Zunge und spricht: „Das war „Anna", Exzellenz." „Bravo, geraten!" ruft der General, „aber dazu gehört wohl viel Uebung." — „Exzellenz „Anna" war eine sehr leichte Aufgabe, das ist noch nicht wir haben unter uns einen Major, der kann sogar „Nebukadnezer erraten!"

Auf die fröhlichen Reisenden, die sich in den äußeren hinteren Wagen befanden, waren von den Deutschen keine Schüsse abgegeben worden. Sie saßen aber wie erstarrt vor Schreck in den Wagen und waren glücklich, mit heiler Haut davongekommen zu sein.